

Elena und Michela Martignoni
Borgia
Die Verschwörung



GOLDMANN

Lesen erleben

Elena & Michela
MARTIGNONI

BORGIA

DIE VERSCHWÖRUNG

Historischer Roman

Aus dem Italienischen von
Ingrid Exo und Christine Heinzius

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel »Requiem per il giovane Borgia« bei Carte Scoperte, Mailand, und 2007 bei TEA DUE, Mailand, und 2018 zusammen mit den Borgia-Romanen »Autunno rosso porpora« und »Vortice di inganni« bei Garzanti, Mailand.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutschsprachige Erstausgabe September 2019

Copyright © der Originalausgabe by Elena e Michela Martignoni

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by Wilhelm Goldmann Verlag,
München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten: UNO Werbeagentur
München

Umschlagfoto: © gettyimages/ZU_09
FinePic®, München

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

BH · Herstellung: kw

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-48961-9

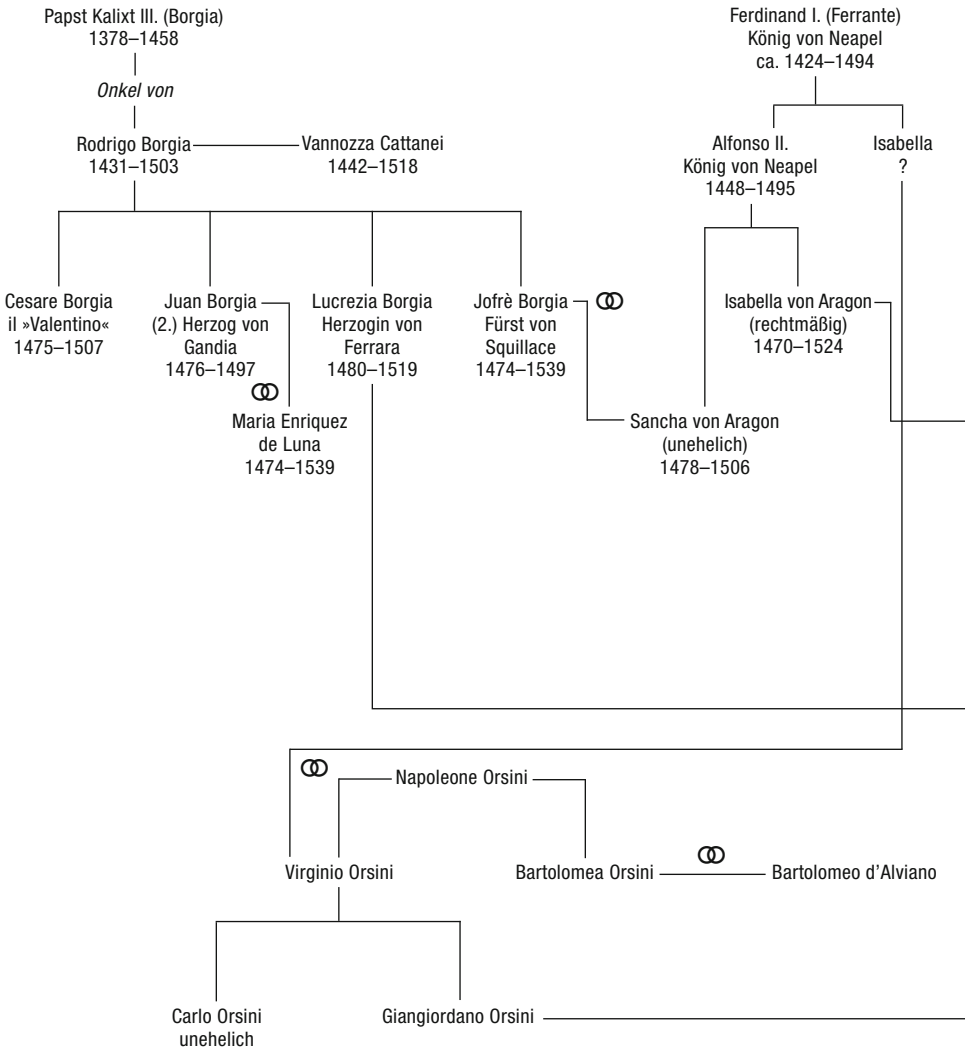
www.goldmann-verlag.de

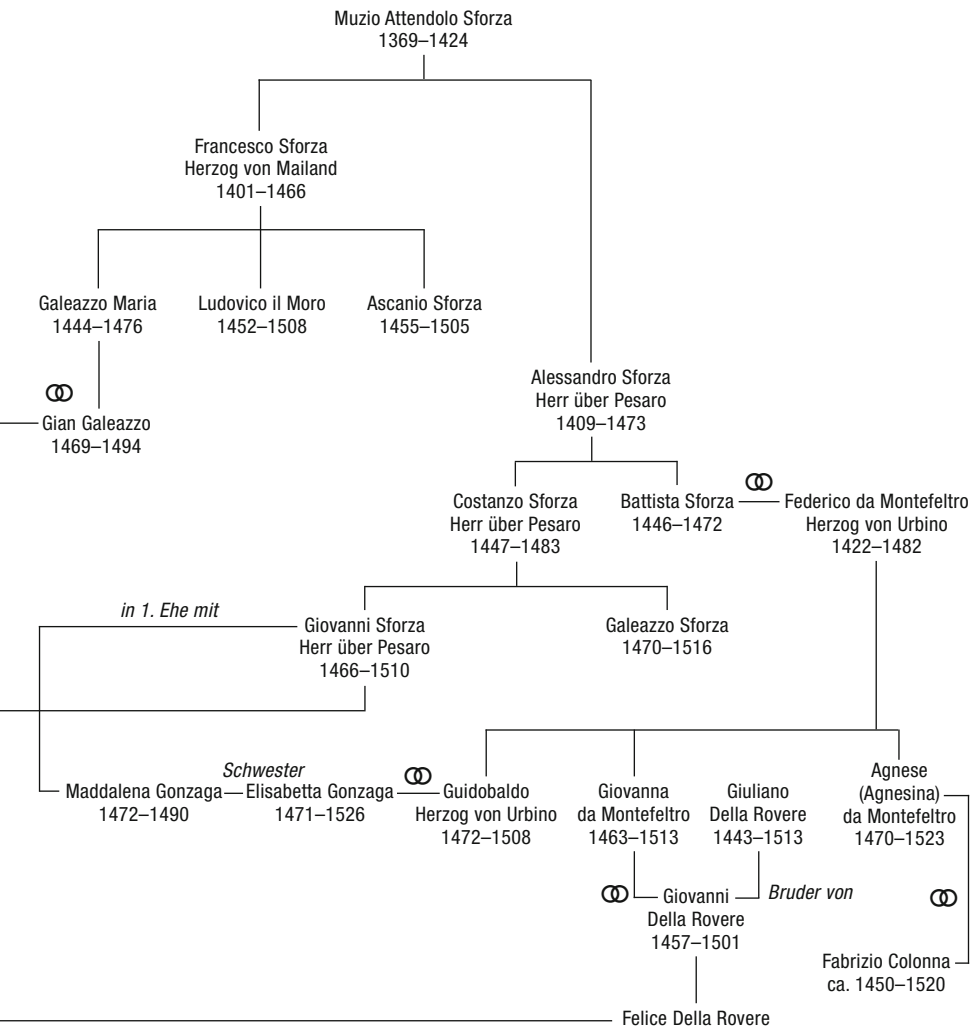
Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Sergio Altieri

Stammbaum





Niemand liebte das Leben so wie die Menschen der italienischen Renaissance, doch es war auch niemand so überzeugt von der Schwäche und Anfälligkeit des menschlichen Daseins.

Clemente Fusero

Die wichtigsten Personen der Handlung

Rodrigo Borgia (1431–1503)

Papst Alexander VI.

Vannozza Cattanei (1442–1518)

Mutter von Lucrezia und Rodrigo Borgia's Söhnen

Cesare Borgia, il Valentino (1475–1507)

Sohn von Rodrigo Borgia

Juan Borgia (1476/78?–1497), Kardinal von Valenza,

Herzog von Gandia

Sohn von Rodrigo Borgia

Lucrezia Borgia (1480–1519)

Tochter von Rodrigo, Schwester von Cesare, Juan und
Jofrè, Ehefrau von Giovanni di Pesaro

Jofrè (Goffredo) Borgia (1481/82–1516/1517?)

Sohn von Rodrigo Borgia

Sancha von Aragon (1478–1506)

Ehefrau von Jofrè Borgia

Giovanni Sforza, lo Sforzino (1466–1510)

Ehemann von Lucrezia Borgia, Herr über Pesaro

Ascanio Sforza (1455–1505)

Cousin von Giovanni Sforza, Kardinal

Guidobaldo di Montefeltro (1472–1508)

Ehemann von Elisabetta Gonzaga, Herzog von Urbino

Antonio Pico (1463–1494)

Graf della Mirandola

Ginevra (?–?)

Tochter des Grafen della Mirandola

Donna Anna

Ginevras Gesellschaftsdame

Giuliano della Rovere (1443–1513)

Kardinal in S. Pietro in Vincoli

Uberto Roncaglini

Kardinal

Lorenzo Calvi

Kardinal

Gherardo Ravelli

Kardinal

Giovanni Marradès

Kammerherr des Papstes

Don Jinés Fira

Juan Borgias Sekretär

Virginio Orsini (1434–1497)

Bruder von Bartolomea Orsini

Bartolomeo D’Alviano (1455–1515)

Heerführer (Condottiere)

Bartolomea Orsini (1494–1512)

Ehefrau von Bartolomeo D’Alviano

Carlo Orsini

Unehelicher Sohn von Virginio Orsini

Giangiordano Orsini

Rechtmäßiger Sohn von Virginio Orsini

Fabrizio Colonna (1450–1520)

Heerführer (Condottiere) aus römischem Adelshaus

Vitellozzo Vitelli (um 1458–1502)

Heerführer (Condottiere)

Kardinal Lonati

Päpstlicher Legat

Elisabetta Gonzaga (1471–1526)

Ehefrau von Guidobaldo di Urbino

Giovanni Andrea Bravo

Höfling

Ludovico Sforza (il Moro) (1452–1508)

Herr über Mailand

Galeazzo Sforza (1470–1519)

Bruder von Giovanni Sforza (1466–1510)

Stefano Taverna

Botschafter von Ludovico Sforza

Marino Caracciolo

Sekretär von Ascanio Sforza

Pedro Jofrès Freund

Jaches Ginevras Verlobter

Baron Gianani Römischer Adelige

Ippolito, Jacopo, Mario, Andrea

Söhne des Barons Gianani

Isabella Ehefrau von Ippolito

Michele Corella – genannt Micheletto

Rechte Hand von Cesare Borgia

Alonço Reitknecht Juan Borgias

Neco Mordkomplize

Prolog

Der Mann auf dem weißen Pferd verharrte auf dem Kiesbett des Tibers. Er ließ den Blick über die verlassenen Ufer schweifen, über die Lastkähne, die ganz in der Nähe festgemacht hatten, das schlammige Wasser des Flusses, das vom Vollmond nur schwach beleuchtet wurde. Zwei schwere Glockenschläge waren zu hören. Der Mann zügelte den unruhig stampfenden Schimmel, warf einen letzten Blick auf den Tiber und gab ihm dann entschlossen die Sporen.

I.

Rodrigos Ängste

*Privatgemächer von Rodrigo Borgia, Papst Alexander VI.
Donnerstag, den 15. Juni 1497, eine Stunde vor Sonnenaufgang*

Schreiend umklammerte Rodrigo Borgia den Stumpf des Großmastes.

Das Schiff versank mit zerfetzten Segeln in den Wellen und tauchte anschließend wieder auf, dabei hatte es sich beinahe vollständig um die eigene Achse gedreht. Eine noch heftigere Welle brach sich auf der Brücke.

Ehe Rodrigo auf die nassen Planken des Decks stürzte, sah er, wie der Steuermann und seine Kameraden in den Fluten versanken. Er versuchte, irgendwo Halt zu finden, doch er rutschte durch die Reling ins Meer. Während er in den Wogen um sein Leben rang, sah er, wie das Schiff, das jetzt weit entfernt in den Himmel ragte, ins Meer zurückfiel und in einem Strudel verschwand. Die Kräfte verließen ihn, er schloss die Augen und überließ sich der fernen Stimme, die ihn in den Abgrund hinabzog.

Er schreckte aus dem Schlaf hoch und setzte sich auf. Rasch ging er zum Fenster und schob mit einer entschiedenen Handbewegung die schweren Vorhänge beiseite.

Nichts, nur der Mond.

Beruhige dich, sagte er sich, *es war nur ein Albtraum.*

Mit Nachdruck läutete er mit der silbernen Handglocke und befahl dem herbeigeeilten Kleriker, seinen Kammerherrn zu holen.

Wenige Minuten später war Giovanni Marradès bei ihm, fürsorglich und beflissen wie immer.

»Fühlt Ihr Euch nicht wohl, Heiligkeit?«

Der Pontifex sah ihn aus müden Augen an und sagte leise: »Ich möchte beichten, setzt Euch neben mich.«

Der Kammerherr legte sich die Stola um, bekreuzigte sich und senkte, zum Zuhören bereit, den Kopf.

»Mich quält immer noch derselbe Albtraum. Vor zwanzig Jahren hat mich Gott vor dem Ertrinken gerettet – und wie habe ich es ihm vergolten? Meine Sünden drücken mich schwer, das Fegefeuer scheint mir greifbare Wirklichkeit.«

Marradès schaute kurz auf.

Von diesen männlichen und sinnlichen Zügen ging eine große Faszination aus. Der Ausdruck der lebhaften schwarzen Augen wechselte ständig von Zerknirschung zu Schmeichelei, von streng zu leidenschaftlich, von flehend zu gebieterisch. Um zu bekommen, was er wollte, war Rodrigo Borgia jedes Mittel recht, und er gab nicht so schnell klein bei. So kannte alle Welt Alexander den VI., aber nun hatte Marradès einen verängstigten alten Mann vor sich.

»Heiligkeit, es ist die Pflicht der Gläubigen, gegen die Sünde anzukämpfen«, sagte er milde.

Rodrigo umklammerte die Hand des Beichtvaters.

»Ich fürchte Gottes Urteil.«

»Gott wird gerecht über uns urteilen, wir müssen an ihn glauben und auf seine Vergebung hoffen.«

»Glauben ... Mein Glaube ist nicht fest genug.« Die Stimme wurde zum Flüstern. »Glaubst du, ein Mann wie ich hat es verdient, Papst zu sein?«

Marradès schwieg und entzog seine Hand langsam der des Papstes.

»Meinst du, mit Glauben allein könne man die Kirche leiten?«, polterte Borgia. »Die Kirche braucht Macht! Was wäre der Papst ohne Ländereien, ohne Geld, ohne Einfluss? Er wäre bloß ein Werkzeug in den Händen der Mächtigen. In den vergangenen fünf Jahren habe ich mit allen Mitteln versucht, dieser Gefahr zu entgehen. erinnert Ihr Euch noch an Coelestin V.? Er war ohne Zweifel ein Mann von großem Glauben, doch war er ausgesprochen schwach. Erst nach jahrelangen Prüfungen und Abhandlungen, Schismen und Konzilien war der Papst als absolute Autorität etabliert. Er allein repräsentiert die Kirche Gottes. Dies müssen die römischen Patrizier ein für alle Mal anerkennen.«

»Heiligkeit, Ihr habt doch gerade erst einen Friedensvertrag mit den Orsini abgeschlossen«, wandte Marradès ein.

»Frieden?« Rodrigo erhob sich. »Nein, es ist noch nicht vorbei! Seit vielen Jahren spielen sie sich als Herren im Kirchenstaat auf, sie denken, sie kämen auch weiter in den Genuss der Vorrechte, die sie meinen Vorgängern abgerungen haben, doch da irren sie sich. Sie haben mich hintergangen, das vergesse ich nicht. Als Frankreichs Karl VIII. mit seinen Söldnern die italienische Halbinsel verwüstete, haben sie es mir überlassen, Rom mit meinen spanischen Männern zu verteidigen, während sie sich ihm zu Füßen warfen – um schließlich auch ihn zu verraten! Die Italiener sind treulose Gesellen.«

Marradès nickte. Der Pontifex nahm unterdessen einen goldenen Kelch vom Schreibtisch.

»Dies ist ein Geschenk von meinem Sohn Juan«, sagte Rodrigo stolz, »er ist sehr wertvoll.«

Marradès nickte anerkennend, doch insgeheim dachte er an Savonarolas Ausspruch aus einer seiner Flammreden: »In den Anfängen der Kirche waren die Kelche aus Holz und die Prälaten Gold wert; heute hat die Kirche hölzerne Prälaten und goldene Kelche!« Und er musste zugeben, dass der Mönch zumindest in dieser Hinsicht nicht ganz unrecht gehabt hatte.

»Man hat mich der Simonie beschuldigt«, fuhr der Papst fort und setzte den Kelch behutsam ab. »Aber die Almosen reichen nun mal nicht. Es ist unumgänglich, Ämter zu verkaufen. Geld gegen Macht – so war es schon lange vor meiner Wahl. Du schaust so vorwurfsvoll, Marradès! Verdamme mich ruhig, doch hör mich erst zu Ende an.«

Fügsam senkte der Kammerherr den Blick.

»Ich gebe zu, dass ich in den ersten Tagen des Konklaves tat, was in meiner Macht stand, um auf den Thron zu kommen. Ich kaufte jede verfügbare Stimme, ich versprach mehr, als ich halten konnte, denn nur so konnte ich Papst werden. Hand aufs Herz, war ich wirklich der Einzige, der so handelte?«

Marradès hielt dem fragenden Blick des Papstes stand.

»Es ist der Heilige Geist, der die Kardinäle bei der Wahl des Pontifex leitet.«

An Rodrigos Miene konnte Marradès erkennen, dass ihm seine Antwort gefiel.

»Welche Sünde hält man mir noch vor? Ah, die Wollust natürlich! Sagt man mir irgendwelche neuen Abenteuer nach?«

Der Kammerherr antwortete nicht.

»Sollen sie doch reden! Willst du die Wahrheit hören? Ja, hier und da hatte ich was mit einer Kurtisane – nicht rot werden, du bist schließlich auch ein Mann. Eine Fleischeslust wie das Verlangen nach einem guten Wein. Nach Giulia habe ich meinem Herzen verboten, sich nochmals zu verlieben. Es war heftige Leidenschaft. Sie war jung und schön, und ich konnte sie haben.«

Marradès erinnerte sich noch an Rodrigos letzte schmerzliche Leidenschaft, diesen Alterswahn, um genau zu sein. Für Giulia Farnese hatte der Papst alle Vernunft fahren lassen.

»Ich hatte in meinem Leben viele Frauen. Aber nur eine war mir wichtig: Vannozza. Ich war Kardinal, als ich sie kennenlernte, ich kann mich noch daran erinnern, wie ihr blondes Haar in der Sonne leuchtete. Ich begehrte nicht nur ihren Körper, ich wollte, dass sie mich liebt. Und ich habe sie geliebt, so sehr! Dieses Gefühl hat mein Handeln bestimmt.«

Marradès seufzte. Er nahm einem Papst die Beichte ab, der über sich sprach wie über einen weltlichen Herrscher, einen Betrüger, wie von einem Sklaven seiner Sinne, und doch konnte er in ihm nicht den Sünder sehen und so scharf über ihn urteilen, wie er es verdient hätte. Er erlag der durchtriebenen Faszination von Borgia.

»Es stimmt, ich habe das kanonische Gesetz übertreten, aber ich habe mich von meinem Herzen dazu verleiten lassen. Habe ich die Kirche deshalb vielleicht weniger geliebt? Verurteilt mich für die Sünden des Fleisches, aber nicht für das, was mich mit Vannozza verband. Sie hat mir ein unschätzbares Geschenk gemacht – meine vier Kinder Cesare, Juan, Lucrezia und Jofrè. Schon ihren Namen auszusprechen macht mich glücklich. Juan ist ein echter Spanier, schön und hitzig, Cesare ist von imposanter Statur und überlegenem Geist.

Lucrezia? Ein Engel! Und Jofrè gleicht nun, da er zum Mann herangewachsen ist, seinen Geschwistern ebenso sehr wie mir, findest du nicht?«

Das Lächeln des Beichtvaters war den Umständen angemessen. Es kursierten zweifelhafte Gerüchte darüber, wer der Vater von Jofrè war. Madonna Vannoza war während ihrer Beziehung mit dem Papst dreimal verheiratet, alle Ehemänner waren vom Pontifex selbst ausgesucht worden, sie waren vertrauenswürdig und von gleichem Schlag, doch man konnte sich nie wirklich sicher sein ...

»Für sie werde ich alles tun, was in meiner Macht steht«, fuhr Rodrigo fort. »Wenn sie in meiner Nähe sind, fühle ich mich unbesiegbar. Die heiligen Männer der Kurie beschuldigen mich des Nepotismus, aber das ist für einen Papst politische Notwendigkeit – zu lange haben die römischen Familien die Kirche wie ihr Eigentum behandelt. Und wem kann ich als Fremder schon trauen, außer meinem eigen Fleisch und Blut?«

Einige Augenblicke lang schwieg er gedankenverloren, dann sagte er: »Ich bin diese Verleumdungen leid, ich habe es satt, dass Savonarola von seiner Kanzel herabdröhnt, alle Übel dieser Welt gingen von Rom und von mir aus.«

»Er ist es, der den Gehorsam verweigert«, erwiderte Marradès mit Nachdruck. »Jede Eurer Forderungen war absolut berechtigt. Ihr habt Euch ihm gegenüber immer äußerst korrekt verhalten.«

»Diese Predigten eines Besessenen kümmern mich nicht. Es ist die Rechtmäßigkeit meiner Wahl, die er nicht antasten darf, es ist diese meine Kirche, die ich vor der Häresie bewahren muss.«

»Anscheinend hat ihn nicht einmal die Exkommunikation zum Einlenken veranlasst.«

»Im Augenblick werde ich nichts unternehmen. Er wird sich selbst zugrunde richten, das fühle ich. Florenz gefällt es nicht, von seinen Anhängern gelenkt zu werden. Wenn der Moment gekommen ist, werde ich ihn mitsamt seiner Ketzerei mit Feuer tilgen, und von seiner erbärmlichen Kutte wird nichts als ein Häufchen Asche bleiben.«

»Ganz recht, Heiliger Vater, die Ketzerei zu bekämpfen gehört zu Euren Aufgaben ...«

Der Kammerherr unterbrach sich. Der Blick des Papstes verriet erneut Angst und Schrecken.

»Die Hölle, die Savonarola erwartet, wartet auch auf mich!«, schrie Rodrigo aufgewühlt. »Ich habe Angst vor meiner Skrupellosigkeit, ich habe Angst vor mir selbst. Auch ich werde für alle Ewigkeit brennen, denn meine Sünden sind mein wahres Wesen!«

Der Kammerherr wandte sich ab, überwältigt von dieser scharfsichtigen Selbsteinschätzung. Es war die Wahrheit. In seiner Position konnte er dem jedoch nicht zustimmen und versuchte daher, das Thema zu wechseln.

»Heiligkeit, Gott sieht mit Wohlwollen auf Spanien, dessen großer Sohn Ihr seid. Es ist ein denkwürdiger Augenblick für unser Vaterland. Unsere Herrscher, die Katholischen Majestäten, herrschen nun auch über Westindien. Die Seelen jener Landstriche warten nur darauf, ihren Hirten und die wahren Lehren kennenzulernen.«

»Es gelingt mir nicht, an diese fernen Länder zu denken. Mein Blick geht nicht über diese Hügel hinaus. Wer nach Rom kommt, läuft Gefahr, im Schlamm des Tibers zu versinken. Dabei sollte ich wie Christoph Kolumbus meinen Horizont erweitern und neue Welten entdecken. Ich müsste weit fort, doch fort von mir. Kennt Ihr den Weg, auf dem Ihr dem eigenen Geist entkommen könnt, Marradès?«

»Nein, Heiligkeit.«

Die beiden Männer saßen eine Weile gedankenversunken in der Stille, die diese Worte hinterlassen hatten. Der Kammerherr stand schließlich auf und sagte: »Der Tag bricht an, Heiliger Vater. Ich konnte Eure Not nicht lindern, aber im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes spreche ich Euch los von Euren Sünden. Ich erlege Euch keine Buße auf, die Qualen dieser Nacht waren Strafe genug.«

Sie schlugen beide das Kreuz.

Der Papst sah Marradès nach, wie er die schwere Tür hinter sich schloss. Er senkte das Haupt und begann leise zu beten.

Nach der Messe erschien Don Jinés Fira im Zimmer des Papstes. Nachdem er sich hinabgebeugt hatte, um den Ring des Papstes zu küssen, stieß er hastig hervor: »Ich wollte Euch keinesfalls stören, Heiligkeit, aber Don Juan ist seit gestern Abend nicht zurückgekehrt. Seine Männer machen sich Sorgen nach den Überfällen der letzten Tage.«

Rodrigo verspürte einen Stich im Herzen.

»Ist er in Begleitung seiner Eskorte?«

»Nein, Heiligkeit, gestern Abend hat der Herzog nur Alonço bei sich behalten.«

»Er hat sich nur in Begleitung eines einzigen Mannes auf den Weg nach Rom gemacht?«

Die Miene des Papstes verfinsterte sich.

»Ja, das heißt, mit zwei Männern.«

»Drückt Euch klarer aus.«

»Gestern Abend hat der Herzog mit Madonna Vannoza, dem Kardinal von Valenza, dem Fürst von Squillace, dem Kardinal Lançol und anderen Freunden zu Abend gegessen. Nach dem Bankett begab er sich mit seinen Brüdern und der

Eskorte zum Vatikan, doch beim Palazzo della Cancelleria hat er sich von den anderen verabschiedet. Er hatte Alonço bei sich und lud einen Mann auf sein Maultier.«

»Einen Mann?« Rodrigo runzelte die Stirn.

»Keiner weiß, um wen es sich handelt, Heiliger Vater, er trug stets eine Maske vorm Gesicht und hinkt.«

»Ihr habt ihn schon einmal gesehen?«

»Ja, einmal, als er zu Don Juan wollte.«

»Ohne sich auszuweisen?« Der Papst sah Don Fira tadelnd an.

»Ich wollte ihn gerade fragen, wer er sei, doch da kam der Herzog hinzu und hat ihn gleich in sein Arbeitszimmer mitgenommen.«

Der Pontifex reagierte verärgert. »Wie ist es möglich, dass ein Unbekannter den Palast betritt? Der Kommandant der Wache wird mir für diese Unvorsichtigkeit Rede und Antwort stehen.«

»Man kann nicht wirklich von einem Unbekannten sprechen. Der Kommandant hat mir berichtet, dass er und Don Juan seit etwa einem Monat unzertrennlich sind. Der Herzog hat all seine Diener darüber in Kenntnis gesetzt, dass für diesen Mann die Türen stets offen stehen.«

»Ein Freund also?«

»Er verschafft ihm amouröse Treffen.«

Rodrigos Züge entspannten sich.

»Das hätte ich mir denken können. Es geht um eine Frau.«

»Das denke ich auch, weil ...« Don Fira unterbrach sich erneut. »Heiligkeit, ich weiß nicht, ob ich Euch auch berichten sollte, dass ...«

»Ihr seid der Privatsekretär meines Sohnes und sollt mir von allem berichten, was mit meinem Sohn zu tun hat, ganz gleich, wie unbedeutend es ist!«

»Vor ein paar Tagen suchte ich ein Dokument auf dem Schreibtisch des Herzogs, und mein Blick fiel auf einen Brief, den Don Juan mir nicht zur Überprüfung gegeben hatte. Es war ein Liebesbrief von seiner eigenen Hand.«

»An wen war er gerichtet?«

»Das weiß ich nicht, Heiligkeit, ich habe ihn nicht in Ruhe lesen können, denn Don Juan ist plötzlich zurückgekommen – doch war er gewiss nicht an seine Gemahlin, die Herzogin, gerichtet. Es ging um ein heimliches Treffen in einer dieser Nächte und endete mit einem Liebesgedicht.«

»Also ist er wohl bei dieser Frau?«

»Vielleicht, Heiligkeit, doch verstehe ich nicht, wieso er seine Eskorte fortgeschickt hat.«

»Er wird wahrscheinlich vorgehabt haben, die ganze Nacht bei ihr zu bleiben.«

»Er hätte Alonço schicken können, uns Bescheid zu geben«, wagte Don Fira anzumerken.

Rodrigo schwieg einen Moment lang nachdenklich, dann sagte er: »Ja, das hätte er wirklich tun sollen. Wisst Ihr wenigstens, in welche Gegend der Stadt er sich begeben hat?«

»Nein, das letzte Mal wurde er am Palazzo della Cancelleria gesehen.«

»Geht zum Kommandanten der Eskorte und gebt ihm die Anweisung, Juan zu suchen. Er wird wissen, wo. Geht und haltet mich auf dem Laufenden.«

Don Fira verbeugte sich und empfing im Hinausgehen einen hastigen Segen.

Rodrigo seufzte und schüttelte den Kopf.

Bei Nacht war Rom gefährlich, Juan fühlte sich zu sicher. Dieser unvorsichtige Sohn mit seinem ausschweifenden Lebenswandel war sein Leben.

In dessen schwarzen Augen sah er den Widerschein der spanischen Sonne und den Traum von den Borgia als einer Königsdynastie. Schon einmal hatte das Schicksal diesen Wunschtraum zunichtegemacht. Sein erster Sohn Pedro Luis, hervorgegangen aus einer Jugendliebe und aufgewachsen am spanischen Hof, war gestorben, kurz nachdem Rodrigo Papst geworden war. Alles, was ihm zgedacht gewesen war, war nun an Juan übergegangen: das Herzogtum von Gandia, die Gunst des spanischen Herrscherhauses und sogar die Verlobte Maria Enriquez, die Tochter eines Cousins von König Ferdinand. Um sein Herzogtum in Besitz zu nehmen und um Maria Enriquez zu heiraten, hatte Juan drei Jahre zuvor seinen Wohnsitz nach Spanien verlegt. Maria hatte in dieser Zeit bereits einen männlichen Erben geboren, und wenige Wochen nach Juans Rückkehr nach Rom kam noch ein Mädchen zur Welt.

Während der Jahre, in denen Juan fort war, war es ihm so vorgekommen, als seien auch Sorglosigkeit und Lebensfreude mit ihm gegangen.

Und wo war er jetzt?

Bei dem Gedanken, dass die Jugend sich nicht um die Sorgen der Älteren kümmert, seufzte er nochmals.

Auch er hatte als junger Kardinal dem ausschweifenden Leben gefrönt und nichts auf die Bedenken seines Onkels, Papst Kalixt III., gegeben.

Er dachte an den Tag zurück, an dem der alte Pontifex gestorben war. Alle hatten ihn im Stich gelassen. Dieselben Verwandten, die er in jeglicher Hinsicht begünstigt hatte, waren geflohen, während das Volk ihre Paläste plünderte und die Orsini durch die Stadt zogen und überall die päpstlichen Wappen zerstörten. Nur er, Rodrigo, hatte ihn nicht verlassen. Er war bis zum Schluss bei ihm geblieben, dankbar für alles, was er von ihm erhalten hatte.

Und wer würde wohl an seiner Seite sein, wenn seine Zeit gekommen war?

Seine Gedanken kehrten zu Juanito zurück.

Don Fira hatte ihn daran erinnert, dass er vor ein paar Tagen erst überfallen worden war, ein maskierter Irrer hatte sich plötzlich auf seine Eskorte gestürzt. Nur ganz knapp war Juan nicht verletzt worden; man hatte jenen Mann weder gefasst noch erkannt.

Und wenn er es wieder versucht haben sollte? Sein Herz schlug schneller. Die Stadt war in ständigem Aufruhr, der Hunger machte die Diebe kühn, Hass und Machtgier führten zu Verrat.

Nein! Er versuchte, seine Angst zu bezwingen. Juanito war nicht in Gefahr, er war bestimmt bei einer Frau!

Ohne jedes Verantwortungsgefühl verbrachte er viel zu viel Zeit bei den Dirnen. Er konnte es verstehen, Juan war jung und im Vollbesitz seiner Kräfte, doch dieses Mal würde er ihm das nicht verzeihen. Er würde ihn nicht einmal empfangen, um sich die üblichen Ausreden und sein unverschämtes Gelächter anzuhören. Doch es ist das Privileg der Kinder, dass man ihnen vergibt. Rodrigo lächelte traurig; er würde seine Sorgen ihm gegenüber niemals zugeben, aber er würde ihn zwingen, ein paar Tage im Palast zu bleiben. Es gab wichtige Familienangelegenheiten zu besprechen. Zunächst war da Lucrezias Ehe, die auf sein Betreiben vor zehn Tagen im Kloster San Sisto geschlossen worden war, und sie wollte das Kloster nicht verlassen, bis das Geschwätz wegen ihrer Eheprobleme aufgehört hätte. Gut, die Ehe mit Giovanni Sforza war kein so glücklicher Einfall gewesen, oder richtiger: Er war es nun nicht mehr, da er ein Bündnis mit dem Haus Aragon brauchte, um das spanische Königspaar zufriedenzustellen. Die Ehe musste schnellstens annulliert werden.

Er rief seine Kleriker, ihm beim Ankleiden zu helfen.

Es war bereits Nachmittag, als Giovanni Marradès den Kommandanten der Wache in die Gemächer des Pontifex führte. »Heiligkeit«, sagte der Offizier atemlos, »wir haben Alonço gefunden, er wurde beim Brunnen auf der Piazza Giudea niedergestochen. Eine jüdische Kaufmannsfamilie hat ihm geholfen, doch er ist kurz darauf gestorben.«

Rodrigo sprang auf; die Fragen, die ihn bedrängten, drohten ihn zu ersticken.

»Wer war das? Und wo ist Juan? Hat er von Juan gesprochen?«

»Die Juden konnten uns nichts sagen. Alonço war bereits ohne Bewusstsein, als sie ihn gefunden haben.«

»Ich hatte Euch befohlen, meinen Sohn zu beschützen, Euch niemals von ihm zu trennen, und Ihr habt ihn allein gelassen, nachts!«

Der Kommandant senkte den Blick, und Rodrigo ließ sich auf den Sitz zurückfallen. Seine eindrucksvolle Gestalt wirkte in dem Brokatmantel wie geschrumpft.

In diesem Augenblick traten Cesare Borgia und Giovanni Borgia Lançol ein. Der Papst musterte die beiden jungen Kardinäle eingehend.

»Juan war gestern Abend mit euch zusammen. Er wird euch doch wohl gesagt haben, wo er hinwollte!«

»Bis zum Palazzo della Cancelleria war er bei uns«, sagte Lançol. »Dann haben wir uns getrennt.«

Der Papst schlug auf die Armlehne seines Sessels. »Cesare! Dein Bruder ist unauffindbar, und Alonço wurde getötet. Hilf mir, ich bin verzweifelt!«

In Cesares undurchdringlichen Augen suchte der Papst vergeblich nach einer Antwort.

Stattdessen erwiderte der etwas redseligere Lançol: »Als der Hinkfuß zum Bankett kam, wurde Juan sehr unruhig und war ganz versessen darauf zu gehen.«

»Wer ist dieser Kuppler? Nicht einmal ihr kennt ihn?«

»Ich habe ihn nicht gefragt, und er hat ihn mir nicht vorgestellt«, gab Cesare zur Antwort.

Rodrigo wandte sich erneut an den Kommandanten der Wache. »Aber wenigstens Ihr werdet doch etwas wissen!«

»Heiligkeit, ich habe mich überall erkundigt. Er muss aus Rom sein, aber ich konnte nicht herausbekommen, wer er ist.«

»Ihr seid einfach unfähig. Und du, Cesare, wieso hast du deinen Bruder alleingelassen?«

Der Herr über Valenza hielt dem flammenden Blick seines Vaters stand und antwortete nicht.

»Dieser Mann, den niemand kennt, ist also zu Madonna Vannoza gekommen, um mit Juan zu sprechen«, wiederholte Rodrigo an Lançol gewandt.

»Ja, dann ist er gegangen, und wir haben ihn bei der Cancelleria wiedergesehen. Er wartete auf Juan und ist dann mit ihm und Alonço weiter.«

Rodrigo, der immer zorniger wurde, wollte keine weiteren Erklärungen hören.

»Wie habt ihr ihn in der Gegend der Orsini alleinlassen können?«

»Er war ausgelassener Stimmung, Ihr wisst doch, wie Juan ist!«

In diesem Moment traten zwei Offiziere ein.

»Heiligkeit, man hat den Maulesel des Herzogs wiedergefunden!«, rief einer der beiden. »Zwischen dem Palast des Grafen della Mirandola und dem des Kardinals von Parma, mit abgeschnittenen Zügeln und Blutspuren.«

»Wenn ihm etwas passiert ist, lasse ich Euch hängen!«, schrie Rodrigo rot vor Wut. »Wir verlieren wertvolle Zeit. Befragt diese Kaufleute noch einmal, fragt alle Leute aus, durchkämmt ganz Rom! Findet Juan und diesen maskierten Hinkefuß, oder ich werde euch exkommunizieren. Dann werdet ihr in Verdammnis sterben, alle – alle miteinander!«

Mit einem Wimmern sank er auf seinem Sitz zusammen und vergrub den Kopf in den Händen.

Während sich die Wachoffiziere zurückzogen, ihnen voran Cesare und Lançol, scharten sich Marradès und einige andere Kardinäle um den Pontifex, doch er schickte sie fort und schloss sich in seinem Gemach ein.

Rodrigo versuchte, seine Gedanken zu ordnen, doch die Sorge drückte ihn nieder. Er beschloss, dass ihm etwas frische Luft guttun würde, und begab sich zum Verbindungsgang zwischen seinen Gemächern und der Engelsburg.

Im rötlichen Licht des Sonnenuntergangs sahen die ockerfarbenen Häuser sehr herrschaftlich aus. Er kam sich vor wie der Herr über Rom, Herrscher über die Seelen der Welt.

Niemand kann meinem Sohn etwas antun. Ich verfüge über mächtige Waffen, die Exkommunikation, die ewige Verdammnis, dachte er hochmütig, um sich zu beruhigen.

Er stellte sich vor, wie eine Horde spanische Garden jeden Winkel der Stadt durchsuchen und Angst und Schrecken verbreiten würde. Er sah die entsetzten Gesichter derer vor sich, die nichts wussten und sich unschuldig erklärten, und die derjenigen, die Bescheid wussten, aber schwiegen. Häuser und Läden würden eilig geschlossen, während die Orsini, Colonna, Savelli in ihren befestigten Palästen sich an seinem Leid erfreuten.

Ganz plötzlich bröckelte seine vermeintliche Sicherheit.

Seine Macht war nichts wert: Der Tod suchte alle heim, Kaiser wie Bettler.

Rodrigo stürzte zu Boden, in den Staub.

Voller Verzweiflung weinte er hemmungslos und ohne Rücksicht auf die Etikette.

II.

Eine Leiche im Tiber

Rom

Freitag, 16. Juni 1497

Wie jeden Morgen war der Hafen von Ripetta erfüllt von der Ankunft und Abfahrt voll beladener Schiffe und vom Geschrei der Schiffer und Schauerleute, die sich lautstarke Befehle zuriefen. An jenem Freitag kamen zum üblichen Betrieb noch die spanischen Garden hinzu, die drohend das Ufer des Tibers abgingen.

Während er Holz von seinem Kahn lud, beobachtete ein slawischer Schiffer, wie die Schergen des Papstes einen Mann befragten und dabei übel mit ihm umsprangen.

»Was wollen die?«, fragte er seinen Nachbarn und warf einen verächtlichen Blick auf die Katalanen.

»Sie suchen nach einem Sohn des Papstes, der seit Mittwochnacht verschwunden ist. Seither hat man nichts mehr gehört. Sie glauben, er sei im Fluss gelandet – wenn man mich fragt, hat jemand dafür gesorgt!«

»Mittwochnacht, sagst du? Ich war hier, ich habe mich ums Holz gekümmert. Wer weiß, ob er das war.«

»Was hast du gesehen?«, fragte er den Gefährten neugierig.

»Ich hab da hinten Männer rauskommen sehen.« Er zeigte auf die Gasse, die am Krankenhaus von San Giacomo vorbeiführte.

»Wie viele?«

»Sprich leise, ich will nicht, dass die Garden mich hören.«

»Was sollen die schon hören! Komm schon, erzähl!«

Der Slawe trat näher an den Freund heran und begann mit leiser Stimme: »Es war gegen zwei Uhr, das weiß ich noch genau, denn ich war sehr müde, aber ich musste auf das Holz aufpassen, durfte nicht einschlafen. Also habe ich auf jeden Glockenschlag geachtet. Zwei Männer kamen zum Ufer herab und schauten sich dabei um. Es war Vollmond, daher konnte ich sie gut sehen. Es war dort, wo die Dunggrube ist.« Er drehte sich zu Santa Maria del Popolo um. »Es kamen noch zwei weitere zu Fuß und einer auf einem weißen Pferd. Quer über dessen Rücken lag ein Toter. Er war in einen dunklen Mantel gewickelt, Arme und Beine hingen herab.«

»Was haben sie dann gemacht?«

»Zwei blieben oben und haben die Straße im Blick behalten, die anderen haben den Leichnam genommen und ihn ins Wasser geworfen.«

»Und dann?«

»Ich habe gehört, wie der mit dem Pferd gefragt hat, ob er auch ganz untergegangen ist. Sie haben gesagt ja, aber der Mantel schwamm noch oben. Er drehte sich im Kreis, denn an der Stelle sind Strudel, also haben sie so lange Steine daraufgeworfen, bis er unterging, dann sind sie fortgegangen.«

»Das war gefährlich! Wenn sie dich gesehen hätten, hätten sie dir den Garaus machen können!«

»Nein, ich hatte mich gut versteckt.«

»Sag das den Garden, vielleicht war es wirklich der Sohn des Papstes. Sie haben dem, der etwas weiß, Geld versprochen.«

»Nein, ich mische mich nicht in die Angelegenheiten anderer Leute ein. Ich will keinen Ärger. Ich hab Hunderte so enden sehen, und ich bin deswegen nicht herumgelaufen und hab es weitererzählt. Und außerdem ... Wer immer es war, liegt nun auf dem Grund des Tibers.«

»Sag es ihnen, dieses Mal lohnt es sich, schau, da kommen sie.«

Er machte den Garden, die näher kamen, ein Zeichen. Der Schiffer konnte ihn nicht davon abhalten.

Die päpstlichen Garden versprachen demjenigen, der sich in den Fluss stürzte und Beweise herauszog, zehn Dukaten.

Reihenweise stürzten sich Männer in die trüben Fluten des Tibers und fischten darin mit Netzen und improvisiertem Gerät herum. Mittags barg ihn ein Fährmann aus dem Unrat des Flusses. Er hatte von seinem Kahn aus einen dunklen Fleck auf dem Grund des Flusses ausgemacht, war getaucht und hatte einen Mantel gefunden. Nicht weit davon entfernt hatte sich die Leiche in einem Gewirr aus Zweigen und Algen verfangen. Man brachte den Körper an Land und säuberte ihn grob vom Schlamm. Er war noch bekleidet, die Sporen waren nach wie vor an seinen Stiefeln, und an seinem Gürtel hing eine Börse mit dreißig Dukaten, ein kostbarer Dolch und Handschuhe. Er war nicht ausgeraubt worden.

Rücken, Beine und Kopf waren gezeichnet von acht fürchterlichen Messerstichen. Der tödliche Neunte hatte ihm die Gurgel aufgeschlitzt.

Ein junger Soldat sah seinen Vorgesetzten zögerlich an.

»Hauptmann, ist das wirklich der Herzog von Gandia?«

»Ja, er ist es.«

Gardisten, Neugierige und Fischer starrten auf den Leichnam am Flussufer.

»Wie alt war er?«

»Zwanzig, vielleicht einundzwanzig.«

Der Kommandant warf einen letzten Blick auf die Leiche und sagte: »Rasch, tragt ihn auf das Boot und bringt ihn zur Engelsburg. Ich werde dem Papst Bescheid geben.«

Einer der Schauermänner hatte das Geschehen verfolgt und raunte seinem Nachbarn zu: »Der Bastard hat sich das Bad im Dreck wirklich verdient.«

»Und der Papst ist wieder zum Fischer geworden, ganz wie der heilige Petrus ...«

»... und hat seinen Sohn herausgefischt!«, höhnten sie flüsternd.

»Verdammte Spanier! Die würde ich am liebsten alle zurückschicken, aber so zugerichtet wie der da!«, rief ein anderer aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Spanier oder Franzosen, für mich sind die da oben alle gleich. Quetschen uns arme Schlucker aus bis aufs Blut.«

Mit einem Kopfschütteln lud er wieder schwere Kisten ab. Ungesehen von allen anderen gab es noch jemanden, der alles beobachtete. Er wartete, bis der Leichnam auf das kleine Boot geladen war, dann ging er zu seinem weißen Pferd und verschwand in der Menge.

In der Engelsburg

»Oh, Herr, warum tust Du mir das an? Warum?«

Rodrigo klammerte sich an die Brüstung, um nicht zu stürzen. Vor mehr als einer Stunde hatte er den Vatikan ver-

lassen und sich in die Engelsburg begeben. Dort stand er am offenen Fenster mit Blick auf den Tiber, seine Augen brannten vor Wut und Tränen.

»Heiligkeit, Ihr müsst jetzt stark sein«, sagte der Kammerherr und versuchte, ihn aufzurichten. »Nehmt wenigstens einen Schluck Wasser, Ihr habt schon seit Stunden nichts gegessen oder getrunken.«

»Nein, ich kann nicht, ich kann ihn jetzt nicht sehen«, flüsterte er, »geh du, Marradès. Sag ihnen, sie sollen ihn behandeln, als sei es der Körper Christi. Geh!«

Der kalte und kahle Raum wurde von ein paar Fackeln an den Wänden beleuchtet.

Zu beiden Seiten schwenkten zwei Kleriker Weihrauch, und ein dritter bereitete die Gewänder für das Begräbnis vor. Die Flammen der Kerzen, die auf dem Tisch standen, warfen gelbliches Licht auf den dort liegenden Körper.

Bernardino Guttieri, der Zeremonienmeister, tauchte den Lappen erneut in das Kupferbecken. Aus dieser Schlammkruste musste er ein Gesicht herauswaschen, das nicht mehr zum Leben erweckt werden würde. Die Stirn des Herzogs war hoch und breit.

Wer weiß, welche Gedanken sich bei seinem letzten Atemzug dahinter verborgen hatten, überlegte Bernardino, während er einen Klumpen geronnenen Bluts aus der dichten Augenbraue löste.

Vorsichtig strich er über die gerade und stolze Nase. Auf den Wangen musste er länger verweilen, denn der Schlamm im kurzen Bart war eingetrocknet – ein bisschen noch, und ja, da war er wieder, schwarz und seidig glänzend.

Er säuberte die blassen Lippen und betrachtete das Gesicht in andächtigem Schweigen. Trotz des langen Liegens im

Fluss war er nicht entstellt, der Herzog von Gandia war noch immer unglaublich schön.

Er begann ihn zu entkleiden. Mit einem Messer schnitt er das Wams auf und befreite den breiten Brustkorb vom blut- und schlammbedeckten Hemd, dann zog er ihm Stiefel und Strumpfhosen aus. Welche Qual, diese violetten Schnittwunden zu sehen!

Bernardino reinigte ihn vollständig und rieb ihn mit duftenden Essenzen ein. Wie viele Male hatte dieser junge Mann, Sklave seiner Sinne, sich mit Bädern und Düften auf Liebespiele vorbereitet? Wie viele Frauen hatten ihn in ebendieser Pose betrachtet: nackt, reglos und von ihren Zärtlichkeiten ermattet?

Der Zeremonienmeister bekreuzigte sich und versuchte, diese unkeuschen Gedanken aus seinem Geist zu verbannen. In Juans Antlitz war keine Spur mehr von Eitelkeit und Arroganz.

Bernardino strich ihm mit der Hand über die Wangen; niemals hätte er geglaubt, dass er dies einmal tun würde.

Er zog ihm die Uniform eines Generalkapitäns der Kirche an, ausstaffiert mit allen Herrschaftszeichen und mit Edelsteinen geschmückt. Er bedeckte den entstellten Hals mit einer weißen Schärpe und gürtete ihn mit einem kostbaren Schwert. Er gab ihm die Standarte der päpstlichen Garde zur Seite, und in die Hand legte er ihm den Kommandostab. Seine Aufgabe war erfüllt: Der Herzog von Gandia war für die Beerdigung hergerichtet, geschmückt mit allen Insignien seiner irdischen Macht.

Gott wären all diese Fahnen und Kokarden wohl gleichgültig, dachte der Geistliche. Es war die nackte Seele, die Er zu sich nehmen würde, vielleicht wurde gerade in diesem Moment bereits Sein Urteil über diese Seele gesprochen.